



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 287.

Freitag, 7. Dezember.

1928.

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Weihnachtsbeleuchtung mußte schon vorbei sein, denn Herbert Godebrecht sah, als er durch die fast menschenleeren Straßen schlenderte, hinter den verhangenen Fenstern das gewohnte Licht. Nur hier und da zeigten sich die Umrisse eines brennenden Tannenbaumes, und aus diesen Wohnungen drangen helle und tiefe Stimmen, die gemeinsam ein Lied sangen, bis auf die Straße. Durch die frostklare Luft hallten sieben Schläge einer Turmuhr.

Der einsame Spaziergänger, der trotz seiner Jugend mit einem eleganten Gehpelz bekleidet war, überlegte, wo er den Abend verbringen sollte. Eltern hatte er längst nicht mehr, Geschwister nie gehabt, zu dem einzigen Onkel, den er, von Vaters Seite her, noch befaßt, hatte er aus gewichtigen Gründen alle Beziehungen abbrechen müssen, seine Wirtin verlebte den Heiligabend bei einer verheirateten Tochter, und die Familien, mit denen er enger verkehrte, hatten kaum Verjücht, ihn für diesen Abend zu gewinnen, weil sie wußten, daß ihnen eine in freundlichste Form gekleidete Absage sicher war. Und in der Tat: alle Feste, die eigentlich der Familie gehörten, glaubte Herbert Godebrecht durch seine Anwesenheit — als Dritter — nicht stören zu dürfen.

In einer Kellerwirtschaft klimperte ein mäßiger Spieler „Stille Nacht, heilige Nacht“; eine gröhrende Stimme begleitete ihn. Eine Straße weiter, in der mehrere Cafés die lange Reihe der nunmehr geschlossenen Geschäfte unterbrachen, entschied sich der junge Spaziergänger für ein Lokal, in das er zum ersten Male seinen Fuß setzte.

Es war so gut wie leer. Auch hier walzte ein Klavierspieler seines Amtes, aber wohl mehr für die Familie seines Inhabers, die sich in einem durch eine Portiere vom Gastzimmer getrennten Wohnraum aufhielt. Der Kellner, ein älterer Mann, kam herbei, half Herbert aus dem Pelz.

„Einen Beergrog bitte.“

„Vielleicht ein paar Berliner dazu?“

„Meinetwegen.“

Bald hatte Herbert Godebrecht Grog und Berliner Pfannkuchen vor sich. Er wurde in seiner beschaulichen Ruhe gestört durch zwei weitere Gäste, die kurz nacheinander eintraten: einen Mann in mittleren Jahren von finstrem, unangenehmem Gesichtsausdruck — etwas Brutales, Gemeines stand darin —, und ein junges Mädchen, das augenbläcklich das Interesse des jungen Mannes wachrief. Weniger durch ihre Jugend — sie konnte höchstens achtzehn Jahre oder etwas darüber alt sein —, als durch die Anmut in Haltung und Bewegung, die bei der einfachen Kleidung überraschend wirkte. Was aber den stummen Beobachter — Herbert Godebrecht — am meisten fesselte, war der verwirrte und dennoch ganz kindliche Blick, der aus zwei Blauaugen über die Umgebung hinwischte und eine Weile auch auf dem jungen Manne haften blieb. Zu dem Mann mit dem unangenehmen Auftreten hatte

das junge Mädchen gewiß keine Beziehungen, denn sie hatte sich in beträchtlicher Entfernung von ihm niedergelassen.

Durch die Portiere kam mit roten Backen ein Mädchen von etwa vier Jahren gelaufen, ein richtiger kleiner Weihnachtsengel, mit einer nagelneuen Puppe von gewaltiger Größe im Arm. Sie ging, ohne sich lange zu besinnen, auf das junge Mädchen zu, legte ihr die Puppe in den Schoß und begann sofort mit einem Aufzählen all der herrlichen Dinge, die der Weihnachtsmann ihr gebracht.

Herbert Godebrecht gewahrte mit atemloser Spannung die Veränderung, die auf dem lieblichen Gesicht des jungen Mädchens vor sich gegangen war.

Nach kurzem Überlegen verließ er seinen Platz und trat zu der Unbekannten.

„Erlauben Sie, daß ich auch diese Puppe nach Gehör bewundere?“ sagte er mit einem verbindlichen Lächeln, wartete aber eine Antwort gar nicht erst ab, sondern setzte sich. Und weil er Kinder sehr liebte, war auch er gleich mit dem kleinen Mädchen gut Freund. „Entzückend, nicht wahr?“ wandte er sich einmal mit glänzenden Augen an das junge Mädchen. „Ich selbst habe leider keine Geschwister. Jetzt vermisse ich sie nicht mehr, als Kind jedoch . . .“

„Mir ist es ebenso ergangen“, lautete die Antwort.

Beide mußten mit in das Familienzimmer, um den Gabentisch zu sehen, da half kein Sträuben, und sie nahmen alles sehr gewissenhaft und aufmerksam in Augenschein, was der lange Tisch trug. Herbert konnte trotz der Freundlichkeit der Wirtsfamilie ein peinliches Gefühl nicht loswerden; er kam sich taktlos vor und wunderte sich, daß das fremde junge Mädchen so wenig geneigt schien, diesen Raum wieder zu verlassen.

„Wollen wir nicht zurückkehren?“ fragte er halblaut.

„Bitte, einen Augenblick noch!“ Sie nahm einen großen Ball in die Hand und trat dicht vor Herbert hin, dabei kehrte sie der Familie den Rücken. „Sehen Sie diese Malereien“ lächelte sie fröhlich, fast gequält, während in ihren Augen eine unaussprechliche Angst flackerte. „Und wie leicht er ist, fassen Sie ihn doch mal an!“ Dabei berührte sie mit einer Hand seine Brust.

Herbert gehorchte mechanisch. Er war plötzlich zerstreut, weitab mit seinen Gedanken. Mit einem hastig hingeworfenen Wort der Entschuldigung lehrte er mit dem jungen Mädchen in das Gastzimmer zurück. Ein Paar tanzte noch, der Mann mit den stechenden Augen aber war nicht mehr sichtbar; als Herbert unwillkürlich einen Blick auf seine abgelegte Garderobe warf, mußte er zu seiner Bestürzung wahrnehmen, daß sein Pelz verschwunden war.

„Kellner — mein Pelz!“ rief er so laut und erregt, daß der Klavierspieler sich abrach und die ganze Wirtsfamilie unter der Portiere auftauchte. „Der Herr, der dort drüben saß . . . der gleichzeitig mit Ihnen, mein Fräulein, kam“ wandte er sich, von einem plötzlichen Verdacht ergriffen, an das junge Mädchen,

„Er ist verschwunden; haben Sie ihn nicht fortgehen sehen, Kellner?“

„Nein“, kam es stotternd zurück.

„Er kann noch nicht lange fort sein.“ Herbert griff zu Hut und Stoc, den Mantel, den der Fremde zurückgelassen hatte, verschmähte er. „Kennen Sie den Herrn?“ fragte er das junge Mädchen.

„Ich? Nein.“ Der Schrecken über diesen Zwischenfall hatte ihrem Gesicht alle Röte genommen.

Und obwohl es ganz sinnlos war, bei Abend und in einer großen Stadt einen Dieb zu suchen, unternahm Herbert Godebrecht es dennoch. Natürlich vergebens. Schließlich suchte er eine Polizeiwache auf, um den Diebstahl zu melden. Als er die Zeittangabe machte und dabei seine goldene Uhr ziehen wollte, merkte er zu seinem Entsetzen auch ihren Verlust. Er wollte schon der ersten Meldung die zweite hinzufügen: eine unerklärliche Rücksicht- und Teilnahme gegen die Unbekannte — die nur als Diebin in Frage kommen konnte — hielt ihn davon ab.

2.

Zum ersten Feiertag war Herbert Godebrecht bei Kollegen Glöckner zum Mittags- und Abendessen geladen. Glöckner, wenige Jahre älter als Herbert und seit kurzer Zeit verheiratet, empfing den Gast schon an der Tür.

„Willkommen, lieber Godebrecht. — Hilde, Herr Godebrecht ist da!“ rief er über den Flur in die Küche.

„Ich komme gleich!“

Herbert legte seinen Mantel ab, dabei wies sein Gesicht einen so nervösen Ausdruck auf, daß Glöckner stutzte.

„Ist Ihnen etwas Unangenehmes passiert, Godebrecht?“ fragte er.

„Gleich erzähle ich es Ihnen. Hier, Glöckner, ich habe mir erlaubt, Ihnen zu erzählen, daß Ihre Frau liebt sehr Blumen. Und dies darf ich Ihnen wohl überreichen; halten Sie es einem Junggeellen zugute.“

Der andere sträubte sich anfangs, das Kistchen Weihnachtszigarren anzunehmen.

Drinnen im Wohnzimmer berichtete Herbert dann sein Erlebnis von gestern abend.

„Das ist ja schändlich“, äußerte Glöckner empört. „Ich wollte schon fragen: „Warum haben Sie bei fünf Grad Kälte Ihren Pelz zu Hause gelassen? ... Wie sah das Frauenzimmer aus?“

„Frauenzimmer? ... Gewiß, sie ist eine Taschendiebin, jedenfalls muß ich sie dafür halten, aber sie war nicht gewöhnlich, Glöckner!“ gab Herbert erregt zur Antwort.

„Sie haben wohl noch gar Mitleid mit ihr? ...“

„Vielleicht. Denn wer kann wissen, welcher Art ihre Beziehungen zu dem Pelzmaroder sind? ... So sieht keine Taschendiebin aus.“

„Aber sie hat ihre Gewandtheit als solche bewiesen“, entgegnete der Bankkassierer Glöckner nicht ohne Spott.

Herbert machte eine abwehrende Handbewegung; zu einer Antwort kam er nicht mehr, denn eine Tür öffnete sich und ließ eine junge, sehr hübsche Frau sichtbar werden; Herbert sprang auf.

„Guten Tag, Herr Godebrecht“, lächelte Frau Glöckner. Sie nahm mit einem Dankeswort die langstieligen Rosen entgegen und schritt den Herren voran in ein kleines Esszimmer, wo der Tisch festlich gedeckt war. Das Licht war eingeschaltet, der Fenstervorhang zugezogen; in einer Ecke stand der gepuzte Baum im Glanz seiner Kerzen.

Ein halbwüchsiges Mädchen, das in diesem jungen Hausstand Verwendung fand, stellte die Bedienung. Es gab Karpfen, dazu einen guten Mosel.

„Hat mein Mann Ihnen schon erzählt, was er mir geschenkt hat?“ fragte Frau Glöckner.

„Nein, noch nicht.“

„Ich wurde daran gehindert, Hilde. Darf ich meiner Frau von Ihrem Mißgeschick erzählen, Gode-

brecht? ... Nun denn: Man hat unserm Freund gestern abend Gehpels und Taschenuhr gestohlen, Hilde.“

Die junge Frau sah entsetzt von einem zum andern. Wie schrecklich! ... Und Sie kennen den Täter, Herr Godebrecht?“

Der Angeredete sah einige Sekunden besangen auf seinen Teller. Über dann schilderte er, einem inneren Verlangen nachgebend, den peinlichen Vorgang.

„Der Anschaffungswert beider Gegenstände würde sich heute auf etwa zweitausend Mark belaufen“, schloß er. „Gewiß ein empfindlicher Verlust, aber mit der Zeit zu verschmerzen, weil ich ja, wie Sie wissen, einiges Privatvermögen besitze. Was mich beklagt, ist nicht so sehr der materielle Verlust, als daß Pelz und Uhr von meinem verstorbenen Vater herstammen. Und endlich ...“

„Was noch?“ fragte Glöckner gespannt.

„Dass ich mich so in einem Gesicht täuschen konnte ... nein, ich habe mich nicht getäuscht“, berichtigte er sich fast energisch. „Ich will deshalb lieber so sagen: daß ich in der Threndiebin ein Wesen kennen lernte, das von verbrecherischen Neigungen so weit entfernt ist wie Sie und ich.“

Die junge Frau warf einen unsicheren Blick auf ihren Mann, der unmerklich lächelte.

„Nach dieser Erzählung getraue ich mich gar nicht mehr, die Pelzjacke, die mein Mann mir gestern geschenkt hat, in einem Lokal abzulegen“, sagte sie, „jedenfalls würde ich den Garderobenständen nicht aus den Augen lassen.“

„Diese Vorsicht empfiehlt sich“, bemerkte Herbert lebendig.

„Noch besser ist, man verstaut seine besseren Oberkleider so, daß weder Motten noch Diebe daran herankommen können“, sagte Glöckner fast zornig, „schließlich geht doch nicht alle Welt auf Raub aus.“

Seine Frau streichelte beruhigend seine Hand. „Sei unbesorgt, Edgar, ich werde die Pelzjacke anziehen“, versprach sie lächelnd.

(Forti. folgt.)

Um die Wurst.

Rheinische Anekdote von Gustav Halm (Köln).

Worte sind wie Münzen; man gibt sie aus, manchmal war's gut, manchmal bereut man's, man möchte sie wiederhaben, aber sie sind ausgegeben und kommen nicht zurück. Und manchmal verfälscht man sie auch; sie liegen wohl gut, sie tun auch ihre Schuldigkeit, aber sie sind halt nicht echt, und nachher tut's dem Leid, der sie entgegennahm.

Als ich ein Knabe war, verstand ich mich trefflich auf die Kunst, Worte umzumünzen und ein wenig Falschmünzerei mit ihnen zu treiben. Eine Tante sollte es erfahren, die nicht weit von meinem elterlichen Hause ein Kolonial- und Spezereiwaren-Geschäft betrieb, dessen Schätze ein Gipfel in der Berglette unseres Lebens waren. Wer zwischen so hausähnlichen Regalen voll leuchtender Farben und geheimnisvoll duftender Würzen und Seifen hantierte, wem die Schokolade gleich kostenweise und die bunttümmernden Bonbons und Karamellen in ganzen Schachteln und Gläsern zur Verfügung standen, — mußte der nicht unermöglich reich und glücklich sein?

Vieles zog mich dort an: es gab Hunde und Katzen im Hause, es gab einen hübschen Obstgarten, eine geheimnisreiche Kaffeerösterei im Hofe, unterirdische Lagerräume und Petroleumfeller, Kurzum, Winkel, in denen sich die Phantasie für alle Zeit veranlasse, die sie zu Räuberstädten und Königsschlössern umschuf, — und der reiche Segen des Ladens, der vom Onkel und der Tante freigiebig gespendet wurde, tat ein übriges, mich fast täglich ins Hause zu locken, wo ich mit meinem um ein Jahr älteren Bruder eine so unzertrennliche Freundschaft schloß, daß er sogar um meinwilken in der Schule eine Klasse zweimal zu absolvieren versprach; und was er versprach, hat er treulich gehalten!

War schon das Jahr über Geschäft und Hause von den bestehenden Düften des Kaffees, der Keksen, des Käffers, der Süßigkeiten durchwogt, so steigerte sich das zum Taumel, wenn die Weihnachtszeit nahte. Da verschwanden Nudel- und Makaronigläser von den Ladentischen, Döringe und Käse wurden in entlegene Winkel verbannnt, und selbst die Gläser mit den leidig schimmernden Kissen und leuchtenden

Kugeln der Bonbons rückten verschämt in die zweite Reihe. Statt dessen zog ein Reichtum phantastisch geformten Backwerks ein, vielgestaltige Figuren aus Spekulatius und Lebkuchenteig machten sich breit, glasgedeckte Kisten mit Makronen und russischem Brot marschierten auf, um das wir die russischen Kinder beneideten, — glaubten wir doch, sie bekämen es täglich zum Kaffee und Tee! — Pyramiden rotbäckiger Apfel und goldener Apfelsinen türmten sich. Ja, eine ganze Menagerie, wie Noahs Arche sie nicht reicher hat bergen können, bedeckte die Theke: kleine Möuse, komisch kauernde Bären, geschorene蒲del, rosige Schweinchen, alles aus Schokolade oder Marzipan, standen in langen Reihen, bereit, in die hungrigen Mägen christkindgläubiger Kinder einzuziehen. Und zu was sonst noch war die mandessüße Marzipanmasse gebildet! Da gab es Zigarren und Zigaretten, Milchflaschen und Gummifrosen, Kinderchmiller und Tabatsfeisen, Schinken und Koteletten, Schweinsöhrchen und Schweinsköpfe, — und das alles aus köstlichstem Marzipan! Aber was es uns am meisten angetan hatte, das waren die Marzipanwürste! Denn das hatten wir, obwohl durchaus keine Feinschmecker und stets gern bereit, alles, was süß war, anzuerkennen, doch schon heraus: die andern Sachen schmeckten alle ein wenig nach Farbe, die weißen Würste aber waren unverfälscht aus Zuder und Mandeln gerollt, und obendrein wogen sie ein paar Gramm mehr als die übrigen Teile und hatten keine Holzstäbchen im Innern, wie die Hündchen und Schweinchen und Zottelbären!

Einmal wieder um die Weihnachtszeit, nachdem wir bereits unseres Trübs an Bonbons und Rosinen erhoben hatten, kamen mein Vetter und ich aus dem Wohnzimmer in den anstoßenden Laden und strichen um die Theke herum, mit den vralen Marzipanwürsten liebäugelnd; aber niemand war, der unsere stummen Bitten verstehen wollte. Wir gingen also zu deutlicheren Gesten und endlich zu Worten über. Aber die Tante stand, daß wir genug Süßes gegessen hätten, daß auch die Würste zu groß und zu teuer wären, — kurzum, daß wir keine bekämen; und damit basta.

Unser Leid war groß, denn wir kannten die gute Tante. Sie gab aern, aber wenn sie so ernstlich „Nein“ gesagt hatte, dann war's vorbei; sie hatte ihre Grundsäke. Trotzdem lieben wir nicht los, wie man's nie tun soll, wenn's, wie hier, „um die Wurst“ geht. Endlich wurde die Tante, die schließlich im Geschäft auch noch etwas anderes zu tun hatte, als unserer Wünsche zu achten, des Quälens und Bettelns so überdrüssig, daß sie recht grämlich auf die Zimmertür wies und uns zurief: „Ach, geht herein!“ Da sie aber eine echte Rheinländerin war und ja hier auch nicht geweist und zierlich zu reden brauchte, wie sonst wohl, so sprach sie das recht, wie ihr der Schnabel gewachsen war, und sagte also: „Oh, jetzt erein!“

Und bei diesen Worten kam der heilige Geist der Erkenntnis über mich: mit jeder Hand eine Marzipanwurst

— schnappend, rief ich: „Vutra, — ieder ein“, hat sie gesagt! — und die Würste waren angebissen und verzehrt, ehe die Tante die Worte zum Einspruch finden oder auch nur begreifen konnte, wie schmählich ich ihre eigene Rede wider sie gefälscht und missbraucht hatte!

Und da tadte mir noch einmal einer den rheinischen Dialekt! Er hat auch sein Gutes, ganz gewiß; ich kann's bezeugen.

Der Platz am Fenster.

Von Oskar Tiberius.

Der Oberst Börgiebel, dessen Alter man auf gut neunzig Jahre schätzt und der in der Schlacht von Solferino bei einem Angriff der Piemontesen auf das befestigte Plateau von San Martino den rechten Arm verloren hatte, war Nachmittagsstammgäst im Café Döllinger in Wien. Er hatte immer einen ganz bestimmten Platz mit dem Rücken nach dem Fenster, und seine Macht der Welt hätte ihn veranlassen können, seine Zeitung einmal wo anders zu lesen.

Für den Fall, daß sein Stuhl bereits besetzt war, wenn er das Kaffeehaus betrat, und er sich notgedrungen mit dem Rücken nach dem Oval an seinen Tisch setzen mußte, hatte er sich einen Trick ausgedacht, um trotzdem zu seinem Ziele zu gelangen.

Wenn ihm nämlich Franz, der Kellner, den Kaffee brachte, mußte dieser das Tablett so vor Börgiebel hinstellen, daß der Henkel der Tasse nach rechts zeigte.

Dann knurrte der alte Haudegen den Kellner an, der natürlich Bescheid wußte: „Aber Franzl!“, sagte er vorwurfsvoll, „kannst es denn gar net begreifen, daß du mir eine Tasse bringen sollst, wo der Henkel auf der linken Seiten is? Wirst dir's wohl dein Lebtag net merken, daß i' bloß noch den linken Arm hab! Ja, ja! Wirst halt auch alt, Franzl! Wirst halt auch alt!“

„Ach, bitt' schön!“ richtete er das Wort an sein Gegenüber, „müssen schon entzuldigen!“ und deutete auf den ominösen Henkel und dann auf seinen leeren Rockärmel, während „Franzl“ das Tablett bereits hinüber schob, „möcht' Sie recht schön bitten, ob Sie net so freundlich sein möchten, den Platz mit mir zu tauschen? Sehr liebenswürdig! Dank Ihnen recht schön!, danl' Ihnen recht schön!“

Dann setzte er sich, gutgelaunt eine Virginia schmauchend, auf seinen eroberten Platz, blätterte in den Hofnachrichten und murmelte vor sich hin: „Ja, ja! Der Franzl! Er wird halt auch alt, der Franzl!“

So hatte der Oberst seinen Zweck erreicht, sah bei seinen geliebten Zeitungen am Fenster und hatte den Henkel der Tasse auf der linken Seite!

*** Weihnachts-Büchertisch ***

Schöne Literatur.

Arnold Zweig, dessen „Sergeant Grischa“ das dramatische Geschehen eines russischen Kriegsgefangenen im Rahmen des Geschehens auf dem östlichen Kriegsschauplatz aufrollte, hat eine Gestalt dieses Romans, den kompatiblen Feldwebel Pont, zum Helden der schönen Nachriegserszählung „Pont und Anna“ (Gustav Kievenheuer Verlag, Potsdam) genommen, die das Grundproblem unserer Generation, den Gang in die Wirklichkeit, erörtert und als Schauplatz einer tiefen und merkwürdigen Liebesverirrung die Landschaft um den Comer See gewählt. — Der neue Roman von Heinrich Mann: „Eugenie oder die Bürgerzeit“ (Paul Zsolnay Verlag, Wien 4), gibt ein Bild des Bürgertums um 1870, als es auf der Höhe seiner Entwicklung stand. Im Mittelpunkt jener in Romantik eingebetteten Patrizierwelt steht eine faszinierende Frau, auf die das Neue und Abenteuerliche losch und verwirrend einbricht. Das Buch weist autobiographisch zu den Ursprüngen des Dichters, in seine hanseatische Heimat, zurück und ist ein Künstlerwerk von großer Ausgewogenheit und Reife. — Im gleichen Verlag erschien von Walter v. Molo der Roman „Mensch Luther“. In zwei Tagen des Reichstags zu Worms ist hier die Überfülle der gewaltigen deutschen Schicksalswende, die Luther heißt, zusammengebracht. Molo gestaltet die ethische Sendung des Menschen Luther, des großen Gläubigen; sein Buch ist eine zuverlässliche Gegenwartsdichtung, die mutige und festigende Antwort gibt auf alle bedrängenden Fragen unserer Zeit. — Ein prächtiges Buch ist Albert

Rusts Roman „Die Fahrt in die Nacht“ (Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau). Auf knappem Raum sind hier die verschiedenen Gestalten und Milieus schwerer Nachkriegszeit und segenähnlicher Welten umrisen, exalt und präzis gezeichnet, während die spannende Handlung von eindrucksvoller Sprache und Gestaltungskraft vorwärts getrieben, unmittelbare Wirklichkeit überzeugend darstellt. — Gustav Schröter zeigt in seinem Roman „Land Not“ (Hansische Verlagsanstalt, Hamburg 36) die dringendste Not unserer Tage, die Not der Bauern und Arbeiter. Er erzählt uns die Geschichte eines thüringischen Dorfes auf dem volkstümlichen Hintergrund der letzten Jahre. Alle Lebensalter ziehen an uns vorüber, von dem emeritierten Lehrer mit der altmäßig-kindlichen Frömmigkeit bis zu seiner jugendbewegten, problematisierenden Enkelin. Wir lernen Frauen kennen, die das Leben meistern, und Frauen, die dieses harte Dorfleben nicht vertragen können, wie die städtische Frau des Pastors. Das Elend der Arbeiter führt zu einem kommunistischen Putsch, der mislingt. Das Elend der Bauern führt zum Zusammenschluß und zu einer großen Landbund-Demonstration. Über die Not macht nicht hoffnungslos, wir fühlen am Ende: die Not führt die Menschen zusammen und die vereinigten Kräfte werden endlich das Elend bezwingen. — „Schlumpf“ betiteln sich die Geschichten und Abenteuer aus dem Leben des unbekannten Musketiers Emil Schulz, genannt „Schlumpf“, von ihm selbst erzählt. (Kurt Wolff, Verlag, München.) Der Infanterist „Schlumpf“ ist einer von Tausenden, aber einer, der das Schicksal von Tausenden in sich zusammenfaßt. Ohne Parteibrille, ohne Kritik, aber mit

dem derben, gesunden Instinkt des einfachen Mannes und in seiner natürlichen, ungezwungenen Sprache wird uns hier das Schicksal des Frontsoldaten ohne Beschwörung, ohne Übertriebung erzählt von einem Manne, der auch im furchtbarsten Ernst nicht die heftende Kraft der Heiterkeit und des Lachens verlor. — Den Krieg des Seefeldaten schildert das neue Epos von Johannes Ringelnatz: „Als Marinier im Krieg“ (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin). Ringelnatz steht zwar nur als Herausgeber auf der Titelseite; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß er mit dem Verfasser dieses Weltkriegstagebuchs, dem Kuli, Maat, Obermaat und Leutnant Hester identisch ist. Der ganze Alltag des Weltkrieges, aller Wahnsinn und alle Langeweile, Begeisterung und Enttäuschung, heldisches und Narrißisches spiegelt sich hier im Erlebnis eines Einzelnen wieder, der ein tolles Durcheinander von Abenteuern schildert und in direktester Bekennnisform festhält, was wir alle mehr oder weniger durchzumachen hatten. — Hans Richter hat in seinem Gaunerroman „Der geliebte Strolch“ (Grethlein u. Co., Leipzig) den Dichter und Bagabunden des mittelalterlichen Frankreich, François Villon, in einer Rahmenerzählung zu neuem Leben geweckt. Hans, ein Dichter und Hungerleider unserer Zeit, reist nach dem heutigen Paris, um dort nach seinem vor vielen Jahrhunderten lebendig gewesenen Zwillingsschwestern François Villon zu suchen, dem er gleich sieht an Körper und Mimit, dem er ähnelt an Erlebnissen, Schicksal und Seele. Endlich in einer kleinen Vorstadtneibe sieht er den anderen, sein erstes Ich wirklich hereintreten, vernimmt, wie fener ihn auf die Straße rast, folgt, läuft und durchbummelt mit ihm die ganze Nacht, bis Seite 25 des Romans — um endlich auf Seite 285 allein in der gleichen elenden Kneipe zu erwachen, die er vor ein paar Stunden betrat. Was zwischen diesen Seiten liegt, ist echtestes Mittelalter in grandioser Schilderung. — Friedrich Giese, der Dichter des Romans „Winter“, findet in der scheinbaren Dürftigkeit des Stoffes seines neuen Buches „Tal der Armen“ (Otto Quistorp, Verlag, Lübeck) eine übergroße Fülle an Geschichten. Im „Tal der Armen“ lebt ein Volk, dem unendliches Schicksal hingegangen, wie die Erde selber. — Heinrich Federer hatte in seinem letzten Buche, der Erzählung seiner Kindheit „Am Fenster“, die Fortsetzung seines Lebensberichtes versprochen. Der Tod nahm ihm während der Arbeit daran die Feder aus der Hand. Im Nachlaß fand sich ein Blatt, auf dem Federer die Kapitel für den Fortsetzungsbund aufgezeichnet hatte. Was von diesen fertig geworden ist, wird zusammen mit einigen im gleichen Lebensalter spielenden Erzählungen in dem Nachlaßband „Aus jungen Tagen“ (G. Grote, Verlag, Berlin) vereinigt, der großen Gemeinde des Dichters dargeboten. Ein tief und warm empfundenes Vorwort des von Federer selbst bestimmten Nachlaßverwalters leitet den Band ein.

Die Kunst der Renaissance in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, England.

Von Gustav Glück. (Im Propyläen-Verlag, Berlin.)

Die Namen Dürer, Grünewald und Holbein allein würden genügen, diesem neuen Band der Propyläen-Kunstgeschichte das ganz besondere Interesse, selbst des breitesten Publikums, zu sichern. Ist doch dieses 16. Jahrhundert die stolzeste Epoche der ganzen deutschen Kunstgeschichte. Wie unendlich vielseitig, ja universal ist die Tätigkeit Dürers. Wir lieben ihn, ob er nun Herbes oder Anmutiges, Ungestümtes oder Zartes zu sagen hat. Diese Gewalt der Persönlichkeit spricht fast noch deutlicher aus dem zweiten großen deutschen Renaissance-Künstler, Matthias Grünewald. Seine wenigen Werke, besonders der Isenheimer Altar, gehören zu den eindrucksvollsten Bildern, die je gemalt wurden. Neben diesen Beiden steht Holbein — mit einer bewundernswert leichten Beherrschung des Formalen bei aller Wirklichkeitstreue. Hans Baldung, Dürers Freund, ist ein bedeutamer Kolorist von kräftiger Sinnlichkeit, Altendorfer ein liebenswürdiger Märchenerähler, Cranach ein leidenschaftlicher, höchst persönlicher Künstler. Auch die Niederlande haben im 16. Jahrhundert eine Anzahl von nennenswerten Künstlern aufzuweisen, so den eigenwilligen Hieronymus Bosch, mit phantastischen Bildern voller Spuk und Gespenstern und Pieter Bruegel, den glänzenden Schilderer des Volkslebens. — Die Bildhauerei der Renaissance ist eine Zeit hoher Blüte. Losgelöst von der mittelalterlichen Gebundenheit schaffen die Veit Stoß, Adam Kraft, Peter Vischer, Tilman Riemenschneider usw. Altäre, Gräber, Einzelfiguren von großer Schönheit, edlem Schwung und technischer Vollendung. So ist denn dieser Band der Propyläen-Kunstgeschichte mit seinen etwa 600 Illustrationen mehr als ein kunstgeschichtlich interessantes Kompendium, nämlich ein Schatzkästlein „von deutscher Art und Kunst“.

„Don Quijote von der Mancha“

von Michael Cervantes. In den Bildern von Gustav Doré. Mit einer ausführlichen Inhaltsangabe von Andreas Busch. Mit einem Porträtsilber und 120 Vollbildern in Kupferstichdruck. (Verlag Joseph Müller, München 23.) In der vorliegenden Ausgabe tritt das Werk des Cervantes in einem so ansprechenden Gewande vor uns hin, daß sein eigenartiger Reiz doppelt fesselt. Die 120 schönen Bilder, womit Gustav Doré den berühmten Roman schmückte, sind in seinem, vollendetem Kupferstichdruck wiedergegeben. Ein geleitet werden sie durch ein Vorwort über Cervantes, sein Werk und dessen Bedeutung. Eine ausführliche Inhaltsangabe erzählt die ganze Handlung und wird für den, der den Roman gelesen hat, eine willkommene Erinnerung sein, während sie zugleich dem, der den Roman nicht kennt, den vollen Genuss der Bilder ermöglicht, zumal einige Abschnitte aus dem Werk, auch losgelöst aus dem Ganzen, abgeschlossen und einheitlich wirken.

„Rund um die Manege.“

Tagebuch eines Zirkusmannes. Von A. H. Kober. Mit 27 Zirkusbildern. (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.) Nach vielen Zirkusdichtungen erscheint hier die erste authentische Darstellung eines wirklichen Zirkusmannes. Der das Buch schrieb, begleitet seit Jahren den Zirkus Sarrazani auf seinen Weltreisen. Neunzehn Staaten Europa und Amerikas hat er mit ihm durchwandert. Er hat mit fremdem Volk jeder Nation und jeden Ranges zusammengelebt und kennt Jahrmarktleute und Croten nicht weniger genau als die berühmtesten Artisten und die großen Tierbändiger. Dr. A. H. Kober, auch unseren Lesern durch seine Feuilletons bekannt, fand zu allen seinen Fahrtgenossen die Brücke. Tiere und Menschen, Künstler und Direktoren ziehen an uns vorbei in farbig-schillerndem, bewegtem Zug, immer spannend, immer voll pulsierendem Leben. Niemals erliegt Kober der so naheliegenden Versuchung, sentimental zu werden. Er bleibt sachlich und glaubt nicht, eine Wirklichkeit, die spannender ist als Romane, mit „poetischer“ Sentimentalität aufzuheben zu müssen. So ist ein frisches Buch voll ernster und heiterer, niemals langweiliger Schilderungen entstanden.

Die Kunstblätter der „Jugend“.

Ein Bilderbuch, 200 Seiten stark mit 1365 Abbildungen. (G. Hirths Verlag, G. m. b. H., München.) Diese kleine Kunstgeschichte in Bildern ist jetzt in neuer Auflage erschienen, nachdem im Laufe der Jahre davon über 90 000 Exemplare abgesetzt wurden. Es hat dadurch nicht nur seine Beliebtheit, sondern auch die große Verbreitung der damit empfohlenen „Jugend“-Kunstblätter aufs Glänzendste bewiesen und läßt sich immer wieder mit Genuss durchblättern.

Der heitere Bücherschrank.

Band 7: Max Jungnickel: „Vom Frühling und Allerhand.“ — Band 8: Peter Moy: „Die Dame im Fenster.“ — Band 9: Hans Bachwitz: „Bibimab.“ (Neue Folge.) Die unter dem Sammelstitel „Der heitere Bücherschrank“ im Verlag Braun u. Schneider in München erschienenen weiteren drei Bändchen besser zeitgenössischer Autoren, die von ersten Künstlern reich illustriert sind, bilden eine wertvolle Ergänzung der früher erschienenen sechs Bände. Ein frischer, alles überwindender Humor zeichnet diese Sammlung besonders aus.

„Die Schaklamer.“

In der Sammlung „Die Schaklamer“ (Leipzig, Hesse u. Becker Verlag) sind einige neue, bemerkenswerte Bücher erschienen. D. S. Mereschowsky ist mit seinem zweibändigen geistlichen Roman „Peter und Alexei“ vertreten, der den tragischen Gegenjak zwischen Peter dem Großen und seinem Sohne Alexei behandelt. Ein prächtiges Buch ist „Der Fürst vom Teufelstein“ vielleicht die beste Gabe des mannschaften Pfarrers Heinrich Hansjakob. Das Leben der wandernden Handwerksburschen und ihres weiblichen Anhangs läßt Hans Ostwald in dem Roman „Bagabunden“ an uns vorüberziehen, der hier in neuer, umgearbeiteter Auflage vorliegt. Edermanns „Gespräche mit Goethe“ und Bechsteins „Märchenbuch“ bedürfen keiner weiteren Empfehlung. Den vielen Reuter-Berehrern wird es willkommen sein, daß der lustliche Roman „Ut mine Stromtid“ in die Sammlung aufgenommen wurde. Von den weiteren Neuerscheinungen sei noch der Band „Lustige Gefährten — tolle Sachen“ erwähnt. Reisebilder und Humoresken von Mark Twain.